

Vom der wirtschaftlichen Landesverteilung : Streifzug im Appenzellerland

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **17 (1941)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der wirtschaftlichen Landesverteidigung

Streifzug im Appenzellerland

Die Appenzeller sind wohl selber schuld, wenn von ihnen die Meinung aufgekommen ist, es sei ihre Hauptbeschäftigung, zu jodeln, Witze zu machen und schöne Trachten zu tragen. Denn wenn sie außerhalb ihres Landes — sagen Sie nicht «Ländchen»; wenn man alle Halden flachlegen würde, so wäre das Gebiet doppelt so groß — aufzutreten, wie z. B. an der Landesversammlung, dann machen sie sich vornehmlich durch diese Betätigungen bemerkbar. Aber wenn sie auch lieber fröhlich als traurig sind, so ist es ihnen doch nicht immer um Lachen und Witzesreden. Man kann sogar einen Appenzeller belächeln, wenn man von ihm vorwiegend geistige Höchstleistung einen Witz verlangt. In einer vornehmen Zürcher Gesellschaft hat ein gepflegtes Fräulein einen Appenzeller, machen Sie uns doch einen Witz! Er lehnte unwillig ab, konnte aber das Drängen nicht abwehren. Schließlich fragte er: Kennen Sie den Unterschied zwischen Heu und Stroh? Nein, sagte das zarte Fräulein voller Erwartung, welcher Witz dieser bekannten Einleitung folgen werde. Bei uns, knurrte der Appenzeller, kennt ihn jede Kuh. Das war grob; aber der Appenzeller wurde nicht weiter beunruhigt, Witze zu machen.

Vielleicht war er über Laune, vielleicht ärgerte ihn das falsche Bild über Land und Volk. Allerdings scheint es zu stimmen, wenn man auf den schönen Straßen durchs Land fährt, über hohe, stolze Brücken, durch freundliche, saubere Dörfer. Vor nicht gar zu langer Zeit wollten ein paar fremde Gäste die vielgerühmte appenzellerische Sauberkeit auf die Probe stellen. Sie warfen, sichtbar achsellos, einige Zündhölzchen auf einen Hauptplatz. Als sie nach einer Stunde wieder kamen, waren die Zündhölzchen weg. Und wenn Sie so gemütlich durchs Land fahren, vielleicht an einem schönen Sommermorgen, dann glitzern die Scheiben, dann leuchten die Blumen vor den Fenstern, dann scheint alles erfüllt von Wohlstand, Sauberkeit und heiterer Lebensfreude. Und überall werden Sie begrüßt, wenn Sie zu Fuß gehen und nicht nur mit der Erbe, sondern auch mit den Menschen in Bekleidung kommen. Die Kinder grüßen Sie, die Alten grüßen Sie mit einer selbstverständlichen Herzlichkeit. Wie betriebe war jener Appenzeller Bub, der zum erstenmal in die Stadt kam und allen Leuten den Gruß bot. Die einen schauten ihn überaus an, die anderen schüttelten den Kopf, die meisten schauten das Größte gar nicht. Damit war das Urteil über die Stadt gesprochen; mit Leuten, die einem nicht einmal den Gruß abnehmen, gibt sich ein Appenzeller Bub nicht weiter ab.

Aber wenn Sie nicht bloß zum Vergnügen durchs Land fahren, wenn Sie sich Zeit nehmen, hinter die glitzernden Scheiben und die leuchtenden Blumen zu schauen, dann sehen Sie, daß nicht alles eitel Wohlstand und Lebensfreude ist. Man braucht es anderen Leuten nicht zu zeigen, daß man seine Sorgen hat und eine schwere Bürde durchs Leben trägt. Man hat seinen Stolz auch in der Arm. Er haben's nicht alle so schön wie die Leute von Gais, hinter denen kein Gott, aber auch mehr Geld steckt,

als nach außen sichtbar wird. Vor einigen Jahren ist in Gais eine Geschichte passiert, die man in allen Schweizer Zeitungen jeden Monat einmal in fetten Buchstaben veröffentlichte. In der Kirche saß der Gemeindevorstand, der Hauptmann am Taufstein und spricht zur Gemeinde. Es geht um den Umbau des Krankenhauses, eine teure Geschichte bei den heutigen Zeiten. Aber der Umbau ist notwendig, alle Handwerker sind froh über die Arbeit, und zudem bezahlen Bund und Kanton eine kräftige Subvention. Bei der Abstimmung wird der Antrag des Gemeinderats einhellig angenommen. Nur ein einziger, sonst als fortschrittlich bekannter Bürger stimmt dagegen, und das erregt allgemeines Erstaunen. Nach der Versammlung stellt der Hauptmann den Gegner: Ich begreife nicht, daß gerade für gegen das schöne Projekt gestimmt habe. Er antwortet: Ich bin nicht gegen das Projekt, im Gegenteil; aber wir brauchen keine Subventionen dazu, wir vermögen das selber; wenn wir nicht mehr ohne fremde Hilfe bauen können, so lassen wir es besser bleiben. Darum habe ich dagegen gestimmt. Wie würde der Staatshaushalt aussehen, wenn jeder Bürger so denken würde?

Der freundliche Anblick kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Appenzellerland arm geworden ist. Man könnte das wissenschaftlich mit vielen Zahlen belegen. Es ist aber unterhaltsamer, sich davon handgreiflich zu überzeugen. Wir stehen beim Stall und plaudern mit dem Bauern. Sein Haus nicht, wie alle, kläglich in der Sonne. Aber wie wir den Schindeldachstuhl berühren, bleiben uns faule Schindeln in der Hand. Wenn es regnet, dringt das Wasser stellenweise auf die Balken. Der Bauer versteht unsere stumme Frage. Ich weiß schon, sagt er, man hätte den Schirm schon längst erneuern sollen. Die Stallbrücke ist auch faul. Aber man vermag es halt nicht. So geht es weiter, fast von Haus zu Haus. Überall treffen wir die verdeckte, verhängte Armut. Die Frau flücht das Kleiderchen noch einmal, obwohl sie es schon dreimal geflickt hat. Sie lächelt ihren Rock wieder auf und sagt dem Mönche nicht, wie bedenklich er aussieht. Mit neuen Schuhen für den Bub kann man noch zuwarten; der Frühling kommt bald und dann kann er wieder barfuß gehen. Man nimmt unsere Neugierde nicht übel. Was gilt eure Lügenschaft, so ungeführt fragen wir. Etwa 21 000 Franken. Und wieviel Zedel habt Ihr drauf? Zedel: das ist der landläufige Ausdruck für Hypotheken. Es mögen gut 18 000 sein, aber die Bank hat auch noch etwas drauf. Also 20 000 Franken fremdes Geld. Wir machen eine kleine Rechnung: 800—900 Fr. Zins jedes Jahr, dazu die Abzahlungen, dazu der Unterhalt der Familie! begreiflich, daß man auch die notwendigen Reparaturen nicht vornehmen kann. Man vermag es nicht.

Über dem schönen Land, den sauberen Häusern, den dunkelgrünen Wäldern liegt unsichtbar, aber nicht weniger wirklich die Welt der Hypotheken und Schulden, die Welt des ewigen Zinses. Wollen Sie ein paar Zahlen? 310 Bauern der Gemeinde Urnäts tragen eine Grundpfandschuld von 6,3 Millionen Franken, zahlen also jährlich



Blick ins Appenzellerland. — *Paysage d'Appenzel.*

250 000 Fr. Zins; andere sog. «offene» Schulden sind dabei nicht eingerechnet. Die kleine Gemeinde Reute hat 85 Bauern mit 1,5 Millionen Hypothekenschulden, der kleine Kurort Hildes 179 Bauern mit 3,3 Millionen. Aber wohlverstanden: das sind nur die Bauern. Die Handwerker, die Geschäftleute, die Gasthofbesitzer, welche mit ihrem Gewerbe in zwei Kriegen und zwei Krisen gerieten, die Seidenweber, die Heimarbeitenden: sie alle haben Schulden in ähnlicher Höhe, auf ihren notdürftig geflickten Dächern liegen dieselben Zedel, dieselben Zinslasten. Be-

greifen Sie, warum die Bäuerin das Röcklein dreimal flickt und es beim vierten Schanz doch nicht wegwirft? Sie vermögen es nicht, der Zins frisst alles weg. Das freie Volk der Appenzeller ist ein Volk der Schuldner geworden, das schöne Land ein einziger Unterpfand für Hypotheken. Noch immer tragen die Appenzeller selbstbewußt den Liegen zur Landesversammlung; die alten Rechte und Freiheiten haben sie durch alle Stürme getreut. Aber sie sind nicht mehr so stolz wie früher; sie wissen, daß sie zu unfreien Zinsknecchten geworden sind.

Muß man wirklich «Arbeit beschaffen»? Muß man den entlassenen Soldaten für «Arbeits» sorgen? Nachdenklich schauten wir auf die morethen Schindeln in unserer Hand: das wäre Arbeit. Wir betrachten die sorgende Mutter, wie sie spart und schafft; wenn sie nur das Notwendigste kaufen könnte: das wäre Arbeit. Denn Kaufen schafft Arbeit, Dächerflücken schafft Arbeit. Ein wenig weniger Gedanke überläßt uns. Was würde geschehen, wenn der Bauer seine 900 Fr. Zins oder auch nur die Hälfte für den Zimmermann behalten könnte, wenn die Mutter mit dem

halben Zins Kleiderchen für die Kinder und ein Stück Fleisch für den Sonntagsgeld kaufen könnte? Dann könnten wir die ganze eidgenössische «Arbeitsbeschaffung» mit ihren Bannern und ihren neuen Millionenmilliarden lächeln lassen. Dann hätten wir statt einer zentralisierten, bürokratischen, staatlichen «Arbeitsbeschaffung» die dezentralisierte und naturreichere Arbeitsbeschaffung der Welt: daß ein jeder diejenigen Arbeitsdienste oder Waren kauft, die er braucht. Zinsenkung, ja sogar Zinsverfall als wirksamste Landesverteidigung: was meinen Sie dazu? Sd.